

Die Abenteurerin.

Roman von **Joist Freiherr v. Steinach.**

(2. Fortsetzung.)

(Nachdem verboten.)

„Teufel auch, das ist allerdings eine faule Kiste, das geb' ich zu. Aber schließlich, deshalb brauchst Du Dir keine grauen Haare wachsen zu lassen. Und den Philitisterjelen nachgeben? Nimmermehr. Selbstverständlich stehe ich Dir mit meinem Geldbeutel jederzeit zu Diensten — na na, keinen Dank, stürz' Dich nicht in Unkosten — wär' ja ein verdammter Schweinehund, wenn's anders wäre — also mein Rat ist: Du ziehst noch heute im Laufe des Tages nach Deinem Atelier hinaus, wohin ich Dir so bald wie möglich folge. Die in jeder Beziehung unerfreuliche Auseinandersetzung mit dem Efel von Wirt überläßt Du mir, und Deine allerliebsten Angehörigen überläßt Du ihrem wohlverdienten Schicksal. Und dann legst Du los! Kert, Du bist ein großes Talent, hol's der Geier, wenn Dir's nicht glücken sollte. Und während Du an Deiner „Ermordung Cäsars“ oder einem ähnlichen Schinken herumkurrt, hast Du noch genügend Zeit, um einige Wisagen auf die Leinwand zu schmieren. Und siehst Du, nun konnt' ich an die Reihe. Auch ich habe Neugierigkeiten, aber die sind erfreulicher wie die Deinigen. Da steht der Chartreuse, bitte, bediene Dich, und dann laß uns weiter reden!“

Er hatte sich erhoben und saß nun in sitzender Haltung da. Er schlug dem Fremde kräftig auf die Knie und fuhr mit lebhafter Stimme fort:

„Mensch, ich wiederhole, Du hast ein Schweineglück. Erstens habe ich bei unsrer Kommerzienrätin vorgearbeitet und Dich über den grünen Klee gelobt. Sie ist begierig, Dich kennen zu lernen, und hat eventuell die edle Absicht, sich und ihre Tochter von Dir malen zu lassen. Na, was sagst Du dazu?“

Allwill drückte ihm bewegt die Hand.

„Ich danke Dir.“

„Um Himmelswillen keine Sentimentalitäten! Junge, wahrhaftig, das ist das erste, was Du Dir abgavöhnen mußt. Damit ist heute leider bei der bête humaine nichts anzufangen. Ellbogen gebrauchen, und dann sich kräftig durchdrücken — das ist heute das einzig Wahre. Aber weiter, ich bin noch nicht fertig. Also denke Dir, gestern so um die Mittagsstunde meldet der Diener, ein Herr wolle mich sprechen. Ich, in der Meinung natürlich, einen Kuffmägen vor mir zu haben, der meinen Athleten kaufen will, vielleicht ein Schlächtermeister oder ein Turnlehrer, der das große Los gewonnen hat, lasse ihn eintreten. Und richtig, ein fetter

Fleischkloß, dem man auf zehn Meter den kloßig reichen Spießbürger ansah, kugelt sich ins Zimmer und stellt sich als Armeelieferant Druschkowitz aus Dingsda, na, aus Deiner Vaterstadt, vor und stellt die kühne Behauptung auf, wir müßten uns kennen. Ich ahnungslos wie ein neugeborenes Kind. „Ja,“ sagt er in seinem singenden sächsischen Idiom, „erinnern Sie sich nur, mein Kesse, der Taugenichts, der mir unter dem Vorgeben Bildhauer werden zu

zert sehen. „Mein Kesse,“ entgegnet mir der Fettwanst, „der ist abgesprungen, hat eine Kränertochter zum Weibe genommen und quasi ins Geschäft hineingeheiratet. Aber um ihn handelt es sich hier nicht, sondern um Ihren Freund, den Herrn Falkbeer.“

„Die kleine Helene,“ meinte Allwill mit einem Blick in die Weite, „sie war mein Spielkamerad, als wir noch beide im Züligelkleide herumkiefen.“

„Richtig, die kleine Helene, so nannte er wenigstens seine Tochter. Er erzählte mir, Du hättest sie einstmals gerettet oder so was.“

„Stimmt. Die Kleine war im Eise eingebrochen, als sie sich unvorsichtigerweise über die abgefackelten Grenzen hinauswagte, und da bin ich ihr zu Hilfe gekommen, das war das ganze.“

Na, etwas Gefahr muß schon dabei gewesen sein, denn der Alte machte ein schreckliches Brimborium davon. Na also, mit einem Worte, Helenden hat Dir diese Heldentat nicht vergessen und hat auf irgend eine Weise erfahren, daß Du wieder in der Heimat angelangt bist.“

„Ja, was wollen denn die Leute von mir?“

„Vielleicht ist sie jetzt wieder eingebrochen, und Du sollst sie zum zweiten Male retten,“ rief lachend der Bildhauer. „Aber Scherz beiseite, der dicke Druschkowitz fragte nach Deiner Adresse und gestand mir, daß sein Töchterchen unbegreifbare Sehnsucht habe, Dich wiederzusehen. Er habe sich in Berlin niedergelassen und fragte mich, wie er das auf die beste Art bewerkstelligen könnte. Natürlich sagte ich dem kugelrunden Ehrenmann, die einfachste Art bestünde darin, daß er Dir einen Auftrag erteile, sich selbst oder sein Töchterchen zu malen. Das leuchtete ihm auch ein, und er ließ sich von mir Deine Adresse geben, um Dich baldmöglichst in sein Heim und — in die jedenfalls weitgeöffneten Arme seiner Helene einzuladen. Und wenn sie nicht ganz so forpulent ist wie ihr cher papa und nebenbei eine leidliche Larve besitzt — ich meine —“

Doch der andere ließ ihn nicht ausreden.

„Spare Deine Scherze, Kuno,“ sagte er unwillig. „Du kommst Dir nach dem Vorgefallenen denken, daß ich dazu heute keineswegs aufgelegt bin. Ich kann mich wohl noch Helensens erinnern; sie war ein nettes, zierliches Mädelchen, und ich war einstmals sogar verfloßen in sie —“

„Na also!“

„So eine rechte Tertianerliebe, aber jetzt —“

„Jetzt,“ wiederholte der Bildhauer mit spöttischer Betonung, „das kann ich mir wohl denken, was da



Der Märchenbrunnen am Thomasring in Leipzig.

Eines der eigenartigsten und schönsten Bildwerke der Stadt Leipzig ist der Märchenbrunnen am Thomasring. Mit allegorischen Figuren aus den bekanntesten Märchen geschmückt, wird er stets von einer Kinderchar angefaßt und bewundert.

wollen, jahrelang das Geld aus der Tasche gezogen hat, hat mich einmal auf die Künstlerkeiße mitgenommen, und da hatte ich die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden.“ Jetzt erinnerte ich mich endlich des Mannes. Er war seitdem noch dicker geworden, das hatte mich irritiert. „Sehr wohl, Herr Druschkowitz,“ erwiderte ich, „ich erkenne Sie. Und was macht Ihr Kesse?“ Weist Du, der kleine schielänglige. Ich dachte mir immer, aus dem wird kein Lebtag kein Künstler, der muß ja, alle Linien ver-

in Deinem romantischen Hirn herumspukt — diese Abenteuerin, mit der wir auf der Reise von Paris jenes merkwürdige Kennontre hatten, und die uns in Köln verließ —

„Ohne daß wir eine Ahnung haben, wer sie war und wohin sie sich gewendet,“ vollendete Allwill mit einem tiefen Seufzer.

„Aber Mensch, nimm Deine stark ramponierte Bernunft zusammen! Du sagst, sie sei schon gewesen —“

„Wie ein Engel!“

„Meinetwegen, ich kann es nicht beurteilen, da ich sie nicht gesehen habe. Und wenn sie schön wäre wie die Houris in Mohameds Paradies, was kann das Dir nützen? Du siehst sie vielleicht Dein Lebtag nicht wieder. Und wenn dies unglückseligerweise wirklich der Fall wäre, was könntest Du mit ihr anfangen? Ihr Abenteuer war höchst bedeutendlicher Natur; allein Ansehen hatte sie etwas ganz Schlimmes in Frankreich ausgefressen und befand sich, als wir sie trafen, auf der Flucht. Einer Verhaftung entging sie nur durch das mysteriöse Eingreifen jenes fremden Caballero, der sich plötzlich erinnerte, mit ihr verheiratet zu sein. Na, Allwill, weißt Du, eine so verrückte Geschichte ist mir, weiß Gott, in meiner reichen Praxis noch nicht vorgekommen. Aber aus dem allen geht doch zur Evidenz hervor, daß diese „Dame“ für Dich „Noli me tangere“ ist, außer vielleicht, daß Du die Absicht hättest, sie zu einer Modellstudie zu nehmen.“

„Wächst ich schon, wenn ich nur das geringste über ihren Aufenthaltsort wüßte!“

„Sei Du froh, Schwärmer, daß dem nicht der Fall ist. Und wenn ich Dir raten darf, mach Dich schleunigst auf zu Helene und ihren Zettelfled von Papa.“

Er wollte noch fortfahren, doch da öffnete sich die Tür, und der Diener brachte auf einem silbernem Tablett einen Hohnpostbrief, der soeben eingeliefert war. Kuno ist reich das Auser auseinander und tat nur einen sündigen Blick darauf, als er ausrief:

„Wenn man vom Wolf spricht —“ höre, Allwill!

Gehirter Herr!

Ich erwarte Sie, falls Sie nichts Besseres vorhaben, für heute abend in meiner Behausung nebst Ihrem Freunde, Herrn Falkbeer zu einem frugalen Abendbrot. Punkt acht Uhr, wenn ich bitten darf.

Ihr ergebener Druschkowitz.

„Na, Junge, was sagst Du dazu?“

Allwill hatte ziemlich apathisch zugehört.

„Weißt Du was, geh allein, nach dem heutigen Auftritt mit meiner Familie bin ich wirklich nicht für Gesellschaften aufgelegt.“

„Z, daraus wird im Leben nichts. Das wäre ja noch schöner! Du gehst mit, damit basta! Wirf doch Deiner Jugendliebe, Deinem Selendigen keinen Korb geben. Also abgemacht, wir gehen zusammen!“

Seufzend schlug der Maler in die dargebotene Rechte.

„Meinetwegen, wenn Du durchaus willst!“

„Kopf hoch, alter Junge, ich hoffe, mich mit dem Dichtman ganz famos zu amüsieren. Wie sagt doch Goethe? „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Allen gern und hüte mich, mit ihm zu brechen.“ Komm, Kamerad, jetzt zu meiner verehrten Mama, ich lade Dich feierlich zu einem Diner ein, bei dem wir Dir vereint schon die Mäden austreiben wollen!“

3. Kapitel.

Als Kuno mit Allwill nach acht Uhr auf dem Kurfürstendamm anlangte, wo der Armeelieferant Druschkowitz eine hohelegante erste Etage inne hatte, wurden sie schon mit Ungeduld von dem Hausherrn erwartet. Sie hatten zu Hause unvorhergesehenen Aufenthalt gehabt, indem plötzlich dem Maler der schwarze Smocking seines Freundes, mit dem er gleiche Statur gehabt hatte, nicht ganz passen wollte. Man war daher genötigt gewesen, reich einen Schneider kommen zu lassen, der binnen einer Stunde einige kleine Änderungen vorgenommen hatte, so daß jetzt der Anzug tadellos saß. Zu den Eltern hatte Allwill nicht mehr

zurückkehren wollen, und Kuno gab ihm vollständig recht; sie hatten beschlossen, am nächsten Tage gleich Allwills Sackentpacken aus dem Eternhaus abholen und in sein neues Heim in der Umlandstraße bringen zu lassen.

Als sie die Marmortreppe hinaufstiegen, die von ebensolchen, noch dazu mit vorzüglichsten Nachbildungen von Wislicenus Jahreszeiten geschmückten Wänden flankiert waren, meinte der Bildhauer zu seinem Freunde halblaut:

„Da siehst Du, wie dieser fette Brok wohnt, herrlicher wie ein Fürst im Morgenland. Du wärst der größte Esel, Allwill, wenn Du den Kerl nicht hoch nähmest, wahrhaftig. Am besten ist, Du heiratest seine Tochter, dann kriegst Du den ganzen Kerl auf einmal, aber wenn nicht, dann zwacke ihm nur ordentlich die Goldstücke ab, um die er uniere Armee geprellt hat.“

Im Vorzimmer waren mehrere galonierte Diener postiert, die auf die Ankommenden wie die Habichte zustürzten und sie ihrer Ueberzieher entledigten.

„Wie der Herr, so das Gescherr!“ flüsterte Kuno dem Kameraden zu, „wird dann eine Stange Gold kosten, wenn sie uns wieder in unsere Hülsen helsen; laß aber ja Deine paar Kröten stecken, ich beraphe für uns beide.“

Er wollte noch eine bissige Bemerkung daran knüpfen, doch tat sich schon eine Tür auf, und Herr Druschkowitz in höchst eleganter Rejone trat ihnen so rasch entgegen, als es seine Körperfülle erlaubte.

„Da sind Sie ja, Herr Rogers,“ sagte er mit seiner belegten Stimme, indem er beide Hände des Bildhauers umfaßte und streichelte, „das ist nett, daß Sie kommen, werden drin angeregte Gesellschaft finden. Habe immer einen Kreis von feingebildeten Leuten um mich,“ setzte er stolz hinzu, indem er sich vergeblich bemühte, seinen Kopf aus dem Spedehals emporzurichten. Dann wandte er sich an den andern Gast:

„Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, Herrn Falkbeer, meinen Landsmann, vor mir zu haben. Aber selbstverständlich, jetzt erkenne ich Sie ja. Sie haben sich gar nicht sehr verändert. Nun, meine Helene wird sich dießig freuen, Sie wiederzusehen.“

„Sie müssen schon entschuldigen,“ fiel ihm Allwill ins Wort, „daß ich hier so ohne weiteres hineingeschnit komme.“

„Hineingeschnit ist gut,“ rief Herr Druschkowitz lachend, „Sie verpassen ganz, daß ich mir die Freiheit nahm, Sie einzuladen, und daß ich stolz bin, einen solchen Künstler bei mir zu haben, der schon in so jungen Jahren gewaltige Lorbeeren einheimen konnte. Ja, ja, Herr Falkbeer, Sie sind ein berühmter Mann geworden und haben ja so unzählige Aufträge aus den höchsten Kreisen, wie mir Ihr Freund, Herr Rogers, mitteilte.“

Allwill sah bei diesen Worten Kuno ganz merkwürdig von der Seite an, doch der tat gar nicht, als wenn er es bemerkte, so abgebrüht war er in seinen Schwindelweien.

„Wenn ich noch daran denke,“ fuhr der Lieferant fort, „wie Sie noch klein waren, ganz klein — ich sehe Sie noch in kurzen Hosen herumlaufen — was machen denn Ihre werten Eltern, die sich wohl auch noch meiner erinnern werden? Auch Ihren Herrn Bruder habe ich einige Male gesehen, als ich Erblichkeitsangelegenheiten halber meine Vaterchaft aufsuchen mußte — wird bald so dick sein wie ich, ha! — und so floß seine Rede wie ein Sturzbad weiter, bis ihn Kuno daran erinnerte, daß seine Tochter jedenfalls auf sie warten würde.

„Und ja, da haben Sie recht, das arme Tierchen freut sich schon so auf Ihre Bekanntschaft, bitte, treuen Sie ein!“

Und während ein Diener beide Flügelstüren öffnete, schritt Herr Druschkowitz mit seinen beiden Gästen hindurch, in einen prachtvoll erleuchteten Salon, der geradezu fürstlich ausgestattet war, mit seinen echten Bougureaus und einem Bäcklin, sowie kolossalen chinesischen Vasen, die zwischen Palmen und Blattpflanzen herborragten. Durch

einen breiten Eingang konnte man in den Speisestuben hineinblicken, der in der Mitte eine reichgedeckte Tafel zeigte, die fast unter der Last der mit Früchten und Konfekt gefüllten Silberbüchsen brach.

„Das nennt der Brok ein frugales Abendbrot!“ flüsterte Kuno seinem Freunde zu, während sie ihrem Wirt in dieses Dorado folgten. Sie fanden dajelbst bereits eine kleine und, wie es schien, erlebte Gesellschaft versammelt.

Sofort beim Eintritt der neuen Gäste löste sich eine junge, nicht allzu hübsche Dame mit etwas edigen Formen und ebensolchem Benehmen von der kleinen Gruppe los und eilte ihnen hastig und mit neugierig forschenden Blicken entgegen.

Der andere konnte das sein als Helene! Allwill sah seinen Freund schon von der Seite an, und er wußte sogleich, welchen Eindruck dieses simple Geschöpf mit den wasserblauen Augen, dem die ganze Kücklosigkeit einer nach der Weltstadt verzögerten Krähwinklerin anhaftete, auf den verwöhnten Künstler machte, der in der großen Gesellschaft zu verkehren gewohnt war und erst vor kurzem die Metropole des Schicks verlassen hatte.

Seht hatte sie die drei Herankommenden erreicht und blieb, etwas rot werdend, vor Allwill stehen, anscheinend im Ungewissen, wie sie sich dem so ausgewachsenen Jugendfreund gegenüber benehmen sollte. Der Vater kam ihr zu Hilfe, indem er in seiner wieder erscheinenden Grobkörnigkeit ausrief:

„Na, Lene, ist das der Empfang Deines Netters?“

„Verzeihen Sie, Herr Falkbeer,“ sagte sie etwas zaghast, „daß ich mich erst wieder in Ihren Gesichtszügen zurechtfinden muß. Aber es ist seitdem eine so lange Zeit vergangen —“

Allwill hatte indeß seine Betrachtungen darüber ange stellt, wie wenig eigentlich diese hölzerne Dame dem Hilbe entsprach, das er in seinem Erinnerungsbild von „seiner“ Helene aufbewahrt hatte. Er sah sie noch vor sich, starr und behende, wie sie mit dem kurzen, im Winde fliegenden Röckchen vor ihm flüchtete, der sie höchsten wollte und der damals in halber Zauberelei oft geglaubt hatte, ein verzaubertes Prinzchen vor sich zu haben. Ihr Vater schien seitdem so reiche Schätze aufgestapelt zu haben, daß sie ruhig die Lebensführung einer Prinzessin annehmen konnte, aber die Verzauberung war gelöst — er wußte heute, daß auch die Prinzessinnen unserer Tage wenig dem Ideal der Kindermärchen entsprechen.

„Ja, ja,“ sagte er inzwischen rein mechanisch, „es ist in der Tat eine lange Zeit seitdem vergangen.“

„Wächstest Du nicht auch deinen Freund begrüßen, der uns erst die Gelegenheit zur Erneuerung seiner Bekanntschaft verschafft hat?“ brummte Vater Druschkowitz.

„Seien auch Sie mir herzlich willkommen!“ erwiderte sie darauf, indem sie den beiden Künstlern ihre Hände entgegenstreckte. Sie zeigte dabei eine so einfache Herzlichkeit, daß Allwill sehr angenehm berührt wurde.

Es steck doch etwas anderes unter ihrer unscheinbaren Außenseite, dachte er, was man beim oberflächlichen Betrachten nicht in ihr vermutet.

„Nun aber kommen Sie!“ rief der Hausherr ungeduldig, „unser Abendbrot wartet. Gestatten Sie, daß ich Sie erst mit den anderen Gästen bekannt mache.“

Diese anderen Gäste hatten bisher fast regungslos in Postur gestanden, in Erwartung des Kommenden. Als jetzt der ruidliche Wirt sie nacheinander vorstellte, sah man nur noch gebeugte Rücken in schwarzen Fracks und weiße, mit Perlen geschmückte Westen.

Zuerst nannte Herr Druschkowitz die Namen der Angekommenen.

„Herr Allwill Falkbeer, der berühmte junge Maler,“ sagte er mit stierem Blick, indem er

auf den Künstler wies, dem die ganze Szene höchst peinlich war, „Der Schöpfer des Kreuzzuges —“ „Parдон, Kreuzabnahme!“ warf Kuno dazwischen, ohne eine Miene zu verziehen.

„Jawohl, jawohl, habe mich nur verprochen!“ entgegnete Herr Drujschowitz mit seinem süßesten Lächeln, „und dieser Herr, der mich so liebenswürdig forrigniert hat, ist der bekannte Bildhauer Rogers!“

„Der Schöpfer des Minenarbeiter.“ konnte sich der Ausgelassene nicht enthalten hinzuzusetzen. „Frei nach Meunier!“ rief eine Stimme halblaut im Hintergrunde.

Sie gehörte einem schlanken blaffen Herrn an, dessen volles Lockenhaar, das unten ringsherum gleichmäßig abgestutzt war, auf den ersten Blick den Mustier verriet.

„Nicht frei nach Meunier,“ erwiderte ihm augenblicklich der Bildhauer mit einiger Schärfe in seiner Stimme, „sondern frei nach mir. Ich verehere allerdings den großen Schöpfer der „Arbei“, mein Herr, aber ich ahme ihn nicht nach.“

Nun kam der Sprecher mit elastischen Schritten nach vorn, wobei ihn sein Haar wie eine Löwenmähne umzitterte.

„Ich habe natürlich nicht daran gedacht,“ sagte er lachend, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „Ihnen eine Beleidigung zu sagen. Die Bemerkung ist unwillkürlich aus dem Gehege meiner Zähne herausgefahren, interessiere mich übrigens weder für Meunier noch überhaupt für die Bildhauerei, erlaube mir, mich vorzustellen: Baldassare Peroni, Pianist und Freund des Hauses. Unter Künstlern wird natürlich nichts übel genommen.“

O, Kuno kannte seinen Namen wohl; er gehörte zu dem kleinen Stamm von Klaviervirtuosen, die zur Zeit in der Gesellschaft en vogue waren und durch ihre Konzerte Sensation erregten. Der leichte fremdländische Akzent, mit dem er sprach, stand ihm sehr gut, doch das bartlose, weidliche Gesicht mit den sinnlichen Lippen wollte dem männlichen Bildhauer wenig behagen. Er konnte sich indes seinen Betrachtungen nicht hingeben, denn schon bemächtigte sich wieder der Hausherr des Wortes und sagte lachend:

„Nun, Peroni, da haben Sie mir eine Aufgabe abgenommen, wofür ich Ihnen danke. Aber hier sind noch andere liebe Gäste. Mein Geschäftsfreund, Herr Fabrikant Wischnann —“, damit zeigte er auf einen mittelgroßen, unterjetzten Mann in der Mitte der Fünzig, mit vossig angehauchten Waden und wenig Haar von schwer zu bestimmender Farbe, das die Stirn hoch heraustreten ließ; auf der etwas breiten Nase, unter der ein kurzer Schnurrbart wie angeklebt schien, saß eine goldene Brille, hinter der ein paar graue Neuglein listig funkelten — „und jene junge Dame ist die holde Gattin, eine Jugendfreundin meiner Helene — na, die müssen Sie doch auch kennen,“ wandte er sich direkt an Allwill, „hieß mit ihrem Mädchennamen Emilie Beckers!“

Allwill stand wieder starr vor Verwunderung. Wie merkwürdig die Natur spielt! Diese elegante Dame mit den feinen Manieren war derselbe Wechselbalg, den seine Schulkameraden nicht anders als die „mieße Mile“ nannten? Wie unvorteilhaft hatte sich Helene entwickelt, während hier aus der häßlichen Puppe ein farbenprächtiger Falter herausgetrocknet war. Und die „mieße Mile“ nickte ihm mit einem geradezu mokanten Lächeln zu, als ob sie seinen Gedankengang geahnt hätte.

Jetzt kam wieder an ein Ehepaar die Reihe. Mann und Frau, sich in allen Stücken unähnlich, vor allem, was die Größe anbelangte, wobei das schwächere Geschlecht das andere bei weitem übertrug. Er allem Anscheine nach ein herabgekommener Grandseigneur, ein dünnes Männchen, foigniert gekleidet, eine schwarze gezeichnete Berrücke auf dem arg zerknitterten Diplomatengesicht, aus dem zwei winzige Neuglein über einer umfangreichen Nase in die Welt blickten. Unter einem schwarzen Schnurrbart von zweifelhafter Echtheit ein breiter Schlitz, der wohl den Mund

vorstellen sollte. Das Mummelgrellein stand mindestens hoch in den Siebzigern, gebärtete sich aber wie ein Fünzigjähriger und schien fest davon überzeugt zu sein, daß die andern ihm sein präntiertes Alter gläubten. Seine Gattin, eine jünonische Erscheinung, die ganz so aussah, als könne sie ihren magren Gatten ohne weiteres in die Tasche stecken und getrost nach Hause tragen, verriet auf den ersten Blick die frühere Beherrscherin nicht nur der Bretter, die die Welt bedeuten, sondern auch der Männer, die den Glauben haben, diese Welt zu leiten und zu regieren; sie war in ein schwarzes Spitzenkleid gehüllt, aus dessen breitem Halsausschnitt sich ein überrunder Nacken von tadelloser — Fuderweiße erhob, und das volle, fast immer wohlwollende Antlitz war von einer mehr als reichen Frisur in venetianischem Blond umrahmt, jenem verächtlichen Blond, das schon im Altertum die Patrizierfrauen Roms den gefangenen Germanenweibern abschneiden ließen und das sich die Nachkommen dieser Aertinnen heutzutage meistens erst in der wieder modern gewordenen Farbe anstreichen lassen, falls sie es nicht vorziehen, es gleich fertig zu kaufen.

„Herr und Frau Baronin von Stuttern!“ erklärte Herr Drujschowitz mit einem Lächeln des Triumphes, als habe er jenen die Dreitausenderschlacht gewonnen, „Sie wissen, der frühere Intendant des Hoftheaters in R., die gnädige Frau Baronin, einmal eine der ersten Heroinnen Deutschlands —“

„Bitte, bitte!“ wehrte der dünne Herr in halblautem Tone und etwas näselnd weitere Clogen ab, indem er dabei mit den ausgestreckten Fingerspitzen der Rechten mehrere Male abwehrend suchte.

„Aber es ist doch wahr, Erzellenz!“ meinte der Hausherr, um darauf dem neben ihm stehenden Kuno leise ins Ohr zu flüstern:

„Sehen Sie nur am Hals, ein blauweißes Band mit einem herrlichen Orden daran, Komtur des Maximilianordens für Kunst und Wissenschaft. Und das ist nicht etwa sein einziger!“

setzte er leuzend hinzu.

Kuno dachte bei sich: Die Regierung denkt jedenfalls, daß du schon an deinen Lieferungen genug verdient hast. Halblaut aber erwiderte er:

„Sie kommen auch noch an die Reihe, passen Sie auf!“

„Ach ja, das hoffe ich auch!“ sagte der Wirt, dessen Gesicht sich sofort aufgehellt hatte, „und ich habe begründete Aussicht dazu. Doch nun komme ich zu meinem letzten, aber nicht schlechtesten Gast — dabei lachte er ob seines Witzes laut auf — „ein Mann, zu dem Sie sich, meine beiden jungen Freunde, besonders hingezogen fühlen werden, denn er stammt aus der Stadt, die Sie erst vor kurzem verlassen, mit einem Wort: Monsieur de Venque, Professor der Nationalökonomie aus Paris.“

Der Gemeinte, etwas lässig gekleidet, zeigte unverkennbar den südländischen Typus: pechschwarzes Haar, gebräuntes Gesicht, von einem kurzen Vollbart umschlossen, und stehenden Augen, wovon eines aus der schwarzhornenen Einfassung eines Monokels wie aus einem Rahmen hervorragte. Er sah indes weniger einem Professor oder überhaupt Gelehrten ähnlich, als vielmehr einem Kastaquere, jener ungeheuren und hauptsächlich nur im Seinebabel zu findenden Familie von Abenteurern aus allen Ländern, die Paris als das gelobte Land ihrer Wünsche und Träume von Erfolgen und Glückstreifern halten und dort genüßlich als Barone, Grafen und epotische Herzöge herumlantieren, ohne daß jemand sie nach ihren Adelsurkunden fragt.

„Ich dachte mir ja gleich etwas ähnliches,“ redete dieser Herr die beiden Künstler an, wobei seine Aussprache kaum den Ausländer erkennen ließ, „bevor unser liebenswürdiger Wirt seine Bemerkungen gemacht hatte. Sie haben verschiedene Neugierigkeit mit unserem großen, leider verstorbenen Landsmann Alphonse Daudet!“

wandte er sich an Kuno, der ihm lächelnd erwiderte:

„Sie haben recht, mein Herr, und im quartier latin pflegte man mich nie anders zu nennen.“

Herr Drujschowitz rief sich vergnügt die Hände, als er seine Gäste in so prächtiger Stimmung sah. Doch als sich jetzt eine allgemeine angeregte Unterhaltung anbahnen wollte, sagte er, indem er die Hände wie bittend zusammenfaltete:

„Aber, meine Herrschaften, alles weitere bei Tisch, wenn ich bitten darf. Ich hoffe, daß Sie meinem frugalen Abendbrot alle Ehre antun werden.“

„Knallproß!“ wollte Kuno dem Freunde leise zurufen, aber den hatte schon die Tochter des Hauses mit Beischlag belegt und schritt mit ihm nach dem für ihn bestimmten Plaze.

Der wildmähige Pianist schien diese plötzliche Vertraulichkeit als einen Eingriff in ältere Rechte zu halten, denn er schaute ihnen mit finsternen Blicken zu, um sich gleich darauf ebenfalls in Bewegung zu setzen. Er kam hinter ihnen her und raunte Helene halblaut über die Schulter zu:

„Fräulein Helene, Sie wollen mich verraten?“ Sie blieb stehen und drehte sich um.

„Durchaus nicht, Maestro,“ jagte sie lächelnd, „wo werde ich an Ihnen Verrat üben! Aber für heute bin ich allerdings befestigt; Herr Falkbeer ist mein Jugendfreund, ja, noch mehr als das, und wir sehen uns heute seit ungefähr zehn bis zwölf Jahren zum ersten Male wieder.“

„Ah, pardon, das ist natürlich etwas anderes und erklärt alles,“ erwiderte er spöttisch, indem sein rabenschwarzes Auge giftige Blicke nach dem neuauftauchenden Rivalen schoß. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum und ging, leise pfeifend, nach der entgegengelegten Seite der Tafel, wo er sich dem Paare gerade gegenüber setzte, anscheinend, um es stetig unter Bewachung zu halten.

„Ist dieser Herr der bekannte Beethoven-Hörer?“ fragte Allwill seine Nachbarin; auf ihn machte der „Maestro“ einen unglücklich faden und unangenehmen Eindruck.

„Ja, das ist er,“ erwiderte Helene mit einem Stolz, „ich verstehe leider nicht viel von Musik. Nun, Du — Sie werden ihn ja nach der Tafel zu hören bekommen.“

Sie freute sich ungemein, ihre Jugendschwärmerie so plötzlich wieder an ihrer Seite zu haben, und beinahe hätte sie den Fehler begangen, in ihren ehemaligen Duxton zurückzufallen. „Ihr Herr Papa ist wohl sehr musikalisch?“ forschte Allwill harmlos weiter.

„Der?“ Sie lachte trübselig auf. „Der versteht sich nur auf die Musik der Goldstücke. Ach, ich begreife, weshalb Sie fragen. Der Maestro kommt nicht wegen seiner Musik hierher, sondern wegen —“

Sie hielt inne und errödete ein wenig.

„Ach, jetzt begreife ich auch,“ erwiderte er belustigt, „er kommt eigentlich Zurechtwegen.“

„Ich glaube,“ jagte sie leise, indem sie auf ihren Keller blickte. Dann aber sah sie empor zu ihm und jagte:

„Ahnen, Allwill — so darf ich Sie doch nennen? — kann ich's ja sagen: Papa greift ihn auch öfters unter die Arme.“

„Aha,“ meinte er lachend, „sonst werden sie wohl zu schwach zum Spielen. Aber hier scheinen mir noch mehrere amvold zu sein,“ fügte er hinzu, indem er einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft warf, „die auch ohne Klavierpiel schwach unter den Armen sind.“

„Da haben Sie in der Tat recht,“ bestätigte sie, indem sie zu ihm bewundernd wegen seines bewiesenen Scharfblicks aufschaute. „O, Sie dürfen nicht denken, Allwill, daß ich mich inmitten dieser zusammengewürfelten Gesellschaft wohl fühle. Aber was soll ich als gehorsame Tochter tun? Meinem Vater, der leider die Schwäche der Eitelkeit hat, macht es ungeheuren Spaß, auf Grund seines erworbenen Vermögens nach außen hin zu glänzen, und wenn ich ihm mit meinen

kleinstädtischen Bedenken komme, so lacht er mich einfach aus und nennt mich kindisch. Nun ja, ich fühle es ja auch, ich passe nicht hier hinein, und wenn mir so ein verwelkter Baron von Gabenichs Clogen sagt — doch pft, man beobachtet uns!

Ihr dunkles Gegenüber konnte nichts von ihren halbblauen Bemerkungen verstehen, da die Tafel ziemlich breit war und noch Blumenvasen und Fruchttagereen dazwischen standen, aber man sah es ihm an, er gab sich weibliche Mühe, um wenigstens einige Brocken aufzufangen. Die heiderseitigen Nachbarn bekümmerten sich nicht um sie, sondern sprachen ohne Unterbrechung den Gerichten zu, die die Diener herumreichten und die allerdings dem Geschmack des Armeelieferanten alle Ehre machten.

Auch Allwill und seine Dame schwiegen jetzt für eine Weile, um sich ebenfalls den lederen Genüssen zu widmen.

„Schade“, dachte der Künstler, während er eine delikate Forelle ihres schmachtigen Fleisches beraubte, „daß ihr Neuferes von Mutter Natur so stiefmütterlich bedacht ist, denn sie scheint trotz allen Philistertums eine gute Seele zu sein. Für meinen Geschmack ist sie ja nicht, da ziehe ich mir diese Forelle vor, aber wenn sie in die Hände dieses schwarzen Satans da drüben fielen, der nicht sie, sondern den Geldsack ihres Vaters begehrt, so sollte mir das wirklich leid tun.“

Nach einer Weile begannen sie von neuem ein Gespräch, diesmal ein ganz gleichgültiges, bis sie ganz unvermittelt abbrang:

„Hat Ihnen mein Vater noch nichts von unserem Vorhaben gesagt?“

„Ich wüßte nicht, Fräulein Helene, ich habe vorhin beim Eintritt nur wenige Worte mit ihm gewechselt.“

„Nun, dann will ich es Ihnen sagen,“ meinte sie, wieder etwas rot werdend, und zaghaft fuhr sie fort:

„Es ist übrigens durchaus nichts Unangenehmes, wenigstens nicht für einen Maler. Ich habe nämlich noch eine alte Großmutter, die noch in unserem Heimatsorte lebt, den sie unter keinen Umständen mit der Großstadt vertauschen wollte, und ihr haben wir zum nächsten Geburtstag eine kleine Uebersiedlung zugebracht. Sie soll in meinem Bilde bestehen, und mit dessen Anfertigung möchte Sie mein Vater betrauen. Sind Sie damit einverstanden?“

Was konnte ihm in seiner jetzigen Situation besseres widerfahren?

„Aber selbstverständlich!“ rief er lebhaft, indem er ihre Hand auf einen Augenblick ergriff und drückte, was sie mit Vergnügen zu erfüllen schien, wenigstens machte sie durchaus nicht Miene, sie ihm verweisend zu entziehen. Weniger Vergnügen schien aber sein Freudenausbruch auf der anderen Seite der Tafel erweckt zu haben, denn der Pianist erhob gerade im besten Moment sein Glas und rief hinüber, indem er mit süßlicher Miene lächelte:

„Prosit, Herr Falkbeer!“ wobei es beinahe den Anschein hatte, als habe er Lust, seinem angeblichen Rivalen das rote Naß ins Gesicht zu gießen.

Allwill tat ihm Bescheid, konnte es aber darauf nicht unterlassen, seiner ehemaligen Gepielin ein Warnungszeichen zu geben.

„Dieser Herr unschwärmt Sie also, Fräulein Helene? Glauben Sie wohl, daß er ernste Absichten hat?“

„O, dessen bin ich sicher,“ erwiderte sie, „aber ebenso sicher bin ich, daß er es schwerlich wegen

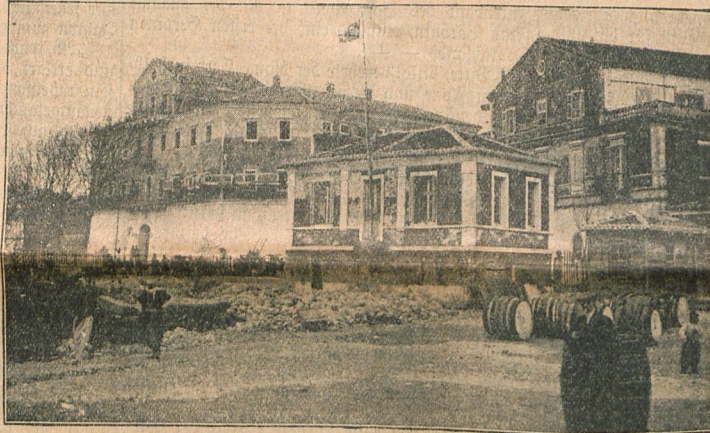
meiner Reize tut, die nicht vorhanden sind — o bitte, widersprechen Sie nicht, ich bin nicht eitel genug, um derartige Schmehselzen zu glauben; und um eine Konventionenhe zu schließen, dazu denke ich, habe ich immer noch Zeit genug.“

Wie klug, wie verständig sie sprach! Allwill spürte fast etwas wie Zärtlichkeit für sie in seiner Brust erwachen. Aber nein! Gleich drängte sich ein ganz anderes Bild vor seine Seele, und das überstrahlte die arme Helene so, daß sie selbst in ihrer ganzen, vor ihm sich entfaltenden Lebendigkeit zu einem Schemen verblaßte. Er sah ein hohes, schlankes, in tiefes Schwarz gekleidetes Mädchen, dessen vom Weinen gerötete Wächenaugen ihn so rührend anblickten, als wollten sie ihn um Schutz ansehen — gegen Gefahren, die er nicht kannte, gegen Abgründe, in die sie rettungslos zu verfallen drohte.

Möglich hörte er keinen Namen nennen. Runt stand hinter seinem Stuhl.

„Mensch,“ jagte er halbblau, „wo bist Du hingelaten? Fräulein Helene hat Dich bereits zweimal etwas gefragt, ohne daß Du Antwort gegeben hast.“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ bat er nun seine Nachbarin, die ihn allerdings etwas befremdet ansah, „mein Geist weilte in der Tat anderswo.“



Die künftige Residenz des neuen Fürsten von Albanien in Durazzo.

Unsere Feiern und Feste bringen wir in obiger Abbildung eine Ansicht von Durazzo, in dem der neue Fürst von Albanien seinen Wohnsitz hat. Rechts befindet sich das Rathhaus und links der Seitenflügel des Fürstenschlosses des Prinzen zu Wies.

„Kann mir schon denken, wo!“ meinte der Bildhauer, indem er ihm spöttisch mit dem Finger drohte. „A propos, die Geschichte mußt Du einmal der Tafelrunde zum Besten geben. Der Pariser Professor, oder was er ist, interessiert sich rasend für seltsame Affären, und er hat während der ganzen Kräperei eine nach der anderen aus dem unerhöchlichen Schatzkästlein des Herrn Intendanten a. D. mit der solchen Behauptung herausgelodet. Ich werde ihm also jetzt —“

Doch Allwill wehrte verdieblich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hilfe von Eister Malling.

Berechtigte Uebersetzung von Olga Fröhlid.

(Nachdruck verboten.)

Unschuldig war er die Geige auf den Divan und begrub den Kopf in seinen Händen. Niemals wollte es ihm glücken, immer verjagte ihn der Ton, nie würde er das, was er in seinem Innern fühlte, herausbringen können. Nein, er kam niemals vorwärts, er durfte

ja das Ziel nicht erreichen, sich auszuleben mit seinen Kräften und Gaben, wie er es ersehnte. Er hatte eigentlich nicht einmal das Recht, hier zu sitzen und mit der Geige zu spielen, mit ihr zu sprechen und sie zum Singen zu bringen — — — Ja, wenn er sich mit dem Spielen hätte begnügen können, — aber es wurde ihm immer so bitterer Ernst. Niemals konnte er sich in Frieden eine Weile mit der Geige beschäftigen, gleich kam ihm der Gedanke: wer weiß, was du hättest erreichen können, wenn du hinausgekommen wärest, wenn du etwas gesehen und gelernt hättest, und wer weiß, was du als Mensch hättest werden können, wenn dich nicht die Sehnsucht hier zersplittert hätte.

Aber es durfte ja nicht sein, denn zu vieles übte große Macht über ihn aus. Da waren seit Heim, sein Vater und der „Professor“, wie er in der Gegend hieß, ohgleich er keine Arbeit scheute und auf seinem Acker schwer arbeitete, um das liebe, alte Gut seinem Geschlecht zu erhalten. Den Namen „der Professor“ erhielt er wohl, weil seine feine Kultur ihm ein eigenes Gepräge gab.

„Nun hat die Mutter mir Dich, Niels!“ sagte der Vater, als er im Sterben lag. „Ich weiß, daß sie und wir alle uns auf Dich verlassen können!“

Niels sah sich wieder, wie er, der 20jährige Burdige, dem Vater die Hand reichte, und er erinnerte sich deutlich des wunderbaren und festerlichen Begeisterungsgefühls, das er trotz seines Kummers empfand, weil er auserwählt war, anderen nützlich zu sein.

Sedoch die Sehnsucht nach der Geige wurde immer stärker. Die Macht der Töne war unendlich groß, und, als Niels älter wurde, verstand er mehr und mehr, was die Musik für ihn bedeutete, wie fest sie mit den reinsten und tiefsten Gefühlen in ihm verbunden war, und die Frage stieg in ihm auf: Weshalb darf ich nicht versuchen, vorwärts zu kommen? Kann denn die Heimat hier mein ganzes Leben verlangen?

Aber weiter kam er nicht. Die Begeisterung, die er an seines Vaters Sterbelager gefühlt, war ihm wie eine Verpflichtung, eine Verantwortung, der er nicht entriemen konnte. Das eine wußte er: so gern er auch wollte, gegen sein Gewissen konnte er nicht handeln. Sedoch ließ ihm die Frage keine

Ruhe, wieder und wieder erwog er die Sache, doch kam er niemals weiter. Die Grenze zwischen dem, was man den anderen und dem, was man sich selbst schuldete, konnte er nicht finden, — und so wählte er und opferte alles für die anderen — seine Hoffnung und seine große Liebe zur Geige. Ein Dpfer gibt ja Kraft und Größe, dachte er. Gott helfe mir, vielleicht kann ich dadurch ein reicher und glücklicher Mensch werden.

Während der ersten Zeit hierauf ging er mit stolz erhobener Haupt und strahlenden Augen umher, und sein Herz war von Dank gegen Gott erfüllt, der ihm in seiner großen Gnade erlaubte, daß er das Liebste, das er besaß, um anderer willen, opfern durfte.

„Die anderen“, seine Mutter und die Tanten wußten nichts von dem Dpfer, durften es nicht wissen und hätten es auch kaum verstanden, wenn sie es gewußt hätten. Seine Mutter war rechtschaffen und von fühlen, klugen Wesen. Sie liebte ihren Sohn und verzog ihn auf ihre Weise, aber seine Vertraute war sie nie gewesen, hatte nie versucht, es zu werden. Ihr Horizont war beschränkt, und ihr war nie eingefallen, eine Sache von einem anderen Gesichtspunkt anzusehen, als dem, der sich mit ihren eigenen Anschauungen deckte. Niels fühlte instinktiv den großen Unterschied, der zwischen ihnen lag, und daher hatte er immer — aufgangs unwill-

fürlich, später bewußt — vor seiner Mutter die tiefe, heiße Sehnsucht, die er in sich trug und die einen großen Teil seines Wesens ausmachte, verborgen. Sie sah nur seine Arbeitskraft, seine große Gemüthsstärke in seiner täglichen Beschäftigung und seine muntere Herzlichkeit, die ihr das Heim erhellte. Ihre Fürsorge verdoppelte sich und ihr Stolz auf ihn nahm zu, sobald sie ihn sah.

„Er ist tüchtig“, sagte sie zu den Tanten. „Ich möchte wissen, was aus dem Gut und uns drei Alten ohne ihn geworden wäre.“

In ihrem Stolz auf den Sohn vergaß sie ganz, daß die Arbeit ihrer flinken Hände und ihre vielen praktischen Ratschläge einen großen Teil zum Gedeihen des Gutes beigetragen hatten.

Dagegen sie eigentlich in ihrem Innern die Geige als einen höchst nützlichen Gegenstand ansah, bat sie doch Niels oft, ins Wohnzimmer zu kommen und zu spielen, anstatt sich in seiner eigenen Stube einzuschließen. Sie sowohl, als auch Tante Martini und Tante Sörine meinten, daß es recht gemüthlich sei, etwas Musik anzuhören, während man dabei saß und handarbeitete. Niels war jedoch jedesmal sehr beschäftigt, wenn sie davon sprach. Da war dann plötzlich dies oder jenes, nach dem er in Stall oder auf den Feldern sehen mußte. Er ging gern auf seine Felder, besonders im Herbst, zur Zeit der Ernte, wenn der Blick in der klaren Oktoberluft so weit über die Ebene schweifte. Der Glanz und die Klarheit der Landschaft schienen ihm wehmüthig, wie die glänzenden Augen und die roten Wangen eines Volktranten. Lange konnte er an einem Baum liegen zwischen vollen Brombeerranken mit glänzenden Beeren und Blättern, die dunkelrot, braun und goldig leuchteten und müde über die gelben Stoppelfelder und über den Wald starren, der wehmüthig in all seiner Herbstpracht sein Laub welken und fallen ließ.

Allmählich verliebte ihn sein Mut. Er wurde müde im Kampf gegen seine große Sehnsucht und gepöbeln von Zweifel, ob er derselben nie ganz ledig werden würde, ob er auch recht gehandelt und das Opfer, das er gebracht, Gott wohlgefalle. Ihn benummte die Erkenntnis, daß er nicht besser, nicht vollkommener als Mensch wurde, wie er erwartet hatte. So reich er sich einst innerlich gefühlt hatte, jetzt kam er sich arm und gering vor. Es war nicht mehr so selbstlos und gut dabei, wie früher und mußte oft mit sich selbst kämpfen, um etwas von seinem frohen Wesen den drei Alten gegenüber zu bewahren. Doch überwältigte ihn seine unglückliche Stimmung oft derart, daß er gereizt und empfindlich, fast böse in seinen Worten wurde. — später berente er es dann bitter, verhönte sich und machte es wieder gut, — und es wieder ebenso zu treiben, — wieder und wieder, indem er sich aufrieb in endlosem Ueberlegen derselben Frage, die ihm stets aufs Neue kam: wieviel schuldete ein Mensch seinem Nächsten, wie weit darf er sein Dasein treiben auf Kosten seiner eigenen Ausbildung?

Endlich trug er sich fast mechanisch mit diesen Gedanken mit dem dumpfen Gefühl, daß nun doch alles zu spät sei. Jetzt hatte er nicht mehr den Mut, zu brechen. Das Beste war, daß man ruhig das Leben hinnahm, wie es kam. Niels war nun für ihn gewählt, und er hatte wohl eigentlich keine Verpflichtung, ein besserer, edlerer und reinerer Mensch zu werden, als andere. Die Verhältnisse hatten ihn das genommen, was ihn allein hätte ganz erfüllen können. Nun mußte er sehen, daß er Ruhe fand. Herrgott! Wie lebten alle die anderen? Er hatte getan, was er konnte, nur ja nicht das ganze zu feierlich nehmen, — und dann fröhlich er leise mit den Fingern über die Geigenstränge, während er hoffnungslos vor sich hinstarrte, bis ihm die Tränen kamen, die nichts nützen, sondern nur niederdrücken, — er weinte aus Mitleid mit sich selbst.

Seine Arbeit besorgte er wie immer. Es lag ihm im Blut, nie etwas zu veräumen, sodas er selbst in seiner tiefsten Muthlosigkeit peinlichst genau alles besorgte, was ihm oblag. Das alte Gut, das immer das Vorbild in der Gegend gewesen, sollte

nicht durch seine Schuld zurückgehen, und er verachtete mit aller Macht, dem neuen zu folgen, das die Zeit der Landwirtschaft brachte, — und, da er glaubte, daß es ihm nicht gelingen würde, weil die Konkurrenz jetzt so scharf war und die theoretische Ausbildung so viel bedeutete, beschloß er, nach zahllosen Erwägungen, nach Kopenhagen zu reisen, um einen Kursus in der landwirtschaftlichen Schule durchzumachen.

Die Tanten waren verzweifelt, und seine Mutter meinte, daß doch alles bisher gut gegangen, aber, wenn Niels meine, daß er fort müsse, so würde sie sich eine kurze Weile mit einem Verwalter behelfen. Sie fuhren nun alle drei mit zur Station und standen auf dem Perron, gleichgekleidet, in eleganten, schwarzen Mänteln mit Boa und Muff und gesticktem schwarzen Schleier — und winkten und winkten, bis der Zug außer Sichtweite war.

* * *

Niels ging gewissenhaft seinen Studien auf der Hochschule nach, doch jeden Abend saß er in der Oper in dem Konzertsaal und sog gleichsam die Töne ein, wie ein Mensch trinkt, der lange gedurstet hat. Dann ging er heim in seine Stube und nahm die Geige hervor, — aber spielen konnte er nicht. „Nun fängt es erst richtig an“, dachte er. „Dabei war es noch garnichts. Nun soll ich erst erfahren, was es heißt, sich sehnen, nun, da doch alles zu spät und mein Mut dahin ist.“

„Du siehst sehr elend aus, Niels, Du bist ja so bleich wie der Tod“, sagten seine Freunde.

Niels war bei seinen Kameraden auf der Schule und bei seinen Bekannten schnell beliebt geworden.

„Du bedarfst dringend einer Aufbebung“, sagte der Maler Fritz Lunding. „Meine Bildhauer-Schwester ist gerade von ihren Ferien heimgekommen, laß uns bei ihr einsehen. Das ist eine, auf die kann man schwören!“

Niels ließ sich mitziehen und wurde vorgestellt. Die junge Dame trocknete sich ihre Hand in ihrem Seidentüschel und streckte sie mit freudigem Willkommen aus. Sie war groß und schlank, hatte einen scharf gezeichneten Mund, eine schöne, hohe Stirn unter dem goldigbraunen Haar und graue Augen, ein Paar seltsam scharfe klare Augen. Ihre ganze herrliche Gestalt war voll gespannter Energie, und nun, als sie lächelte, war es fast, als ob es von ihr ausstrahlte, so warm und voller Lebenskraft war ihr Lächeln.

Niels verbeugte sich, und die Versicherung, daß es ihm Freude verursache, ihre Bekanntschaft zu machen, blieb ihm im Halse stecken.

„Wir arbeiten ja beide mit dem gleichen Material“, sagte sie und wies auf den feuchten Ton, der auf dem Tische lag. Sie lachte und sah sich in ihrem Atelier um. Es war ein großer, weißgeputzter Raum, dessen Wände vom Boden bis zur Decke mit Studien, Skizzen und Photographien der schönsten Skulpturen der Welt bedeckt waren. Da waren keine orientalischen Draperien, keine Kissen, keine Decken — nur Arbeiten, wie Abgüsse, halbvollendete Büsten, ihrer Glieder beraubte Statuen. Und aus all diesem Wirrwarr trat eine halbfertige Gruppe hervor, in so schönen und reinen Linien, daß sie gleichsam den Raum mit Harmonie füllten. Es waren ein Mann und ein Weib, er war halb zu Boden gesunken, mit gebeugtem Haupt, schlaff hoffnungslos. In ihrem Körper war jede Linie gespannt, und ihr Haupt, das ganz ausgemiselt, war wunderbar schön, der ganze Ausdruck in ihrem Antlitz wirkte wie eine klingende Farsare. Sie hatte ihren Arm um seine Schultern gelegt und veränderte, ihn anzurichten.

Niels stand lange vor der Gruppe.

„Symbolisch?“ fragte er dann.

„Natürlich!“ Sie sah sehr bestimmt und selbstbewußt aus. Dann kam wieder das warme Lächeln um ihren Mund.

„Ich glaube daran“, sagte sie, fast etwas verlegen. „Ich glaube, daß die Liebe einen Menschen, der sinkt, aufrichten kann. Ich habe eine Frau gewählt — — vielleicht finden Sie das etwas sonderbar — — aber — — nicht, weil ich meine, daß sie eigentlich besser ist — — aber sie ist doch nun einmal die stärkste trotz all' Eurer Physik!“

„Ja“, sagte Niels langsam, „sich opfern soll ja stark machen.“

Sie sah gedankenvoll vor sich hin.

„Ich glaube tatsächlich, daß die Kraft der Frauen in ihrer Begabung zum Geben liegt, — aber gerade da liegt auch ihre Schwäche. Sie vermögen nicht immer die Grenze zwischen dem, was sie opfern sollen und dürfen, und dem, was sie — auch um anderer willen — zurückbehalten sollten, zu sehen. Ihre Opferlust, ja, ich möchte versucht sein, zu sagen: ihr Drang, zu leiden, überwältigt sie, so daß sie oftmals das fortgeben oder aufgeben, was ihr Wesen ausmachte und wovon sie selbst an andere leihen sollten.“

„Kann man sein Opfern übertreiben?“ fragte er zitternd. „Geht es nicht, daß man sich selbst verweigern soll?“

„Ja“, sagte sie, „aber es heißt auch, wenn Du einen Lebenswert, ein Talent vom Schöpfer erhalten, vergrabe es nicht, braude es. Gint wirft Du zur Nechenschaft gezogen werden wegen der Gaben, die Dir verliehen, da gibt es kein Ausweichen.“

Sie wandte sich um, erschreckt durch einen Gegenstand, der dicht bei ihr vorbeiflog und sich als dunkler Punkt an der weißen Wand zeigte.

„Nein, nun höre aber auf“, brach Fritz los. Er stand bei dem Tisch und formte Kugeln aus dem feuchten Ton. „Sonst brauche ich Deine entstehenden Statuen zum Stützen und benale Deine Hände derart, daß niemand mehr erkennen kann, woraus sie vordem bestanden haben.“

Dora lachte auf. „Ja, wir wurden auch wirklich zu tieffinnig“, sagte sie zu Niels, „aber ich bin es so gewohnt, die Kameraden dieses schimmern Jungen als meine eigenen zu betrachten.“

Er wurde seine Verwunderung nicht los, daß sie, eine Bildhauerin, sofort, ohne daß sie selbst es ahnte, den wunden Punkt in ihm berührt hatte, den er nie jemandem vertraut hatte. Nun fing er von neuem an, sich mit der alten Frage zu quälen, und ließ ihre Worte seine eigenen Zweifel beleuchten. Maler und Klarer wurde es ihm, daß sie recht hatte. Sein Opfer kostete ihn mehr, als es wert war, — und dann dachte er daran, wie alles hätte werden können, wenn sie ihm eher begegnet wäre, damals, als seine Sehnsucht nicht so krankhaft war wie jetzt, sondern frisch und stark, voll Kraft, etwas zu ertragen, wenn es sein mußte.

Er besuchte sie oft im Atelier. Sie hatte ihm ein für alle Mal gesagt, daß er sie nicht störe, und nun saß er da und plauderte über alles mögliche, bis er vorsichtiges Gespräch auf den Punkt brachte, um den alle seine Gedanken kampfsucht freisten: die Grenze zwischen dem, was man anderen, und dem, was man sich selbst schuldet.

Einmal, als er Abschied nahm, sagte sie:

„Bringen Sie Ihre Geige mit, wenn Sie nächstes Mal wiederkommen. Ich möchte Sie gern spielen hören!“

Es gab ein Rud in ihm. Er wußte, wenn er seine Geige mitbrachte, würde er sich offenbaren, und plötzlich fühlte und begriff er, wie wunderbar das ihr gegenüber sein würde, wenn es geschähe.

Nun stand er da im fernsten Winkel des Ateliers und ließ die Geige klingen, während die Dämmerung hereinbrach und alles verschleierte. Das letzte schwache Tageslicht drang durch das breite Fenster und umfloß ihr gebeugtes Haupt, wie sie da zwischen den hohen Palmen auf dem Divan saß.

Zuerst war er verwirrt und siebrig; man hörte es am Spiel. Ununterbrochen ruhten seine Augen auf ihr, doch nach und nach umfing ihn Ruhe, und nun brachen die Töne unter seinem Bogen in solcher Fülle und Schönheit hervor, wie es ihm nie zuvor gelungen war.

Sie saß lange schweigend da, nachdem er aufgehört hatte zu spielen.

„Darf ich Sie etwas fragen?“ fragte sie zuletzt gedämpft. „Ich habe kein spezielles Musikverständnis, bin, rein sachmännlich gesehen, nicht berechtigt, zu urteilen, — aber“ — sie ließ ihren

Blick lieblos auf der Gruppe der „Liebe“ weilen, die nach dem Urteil aller Sachverständigen ihren schon bekannten Namen berühmt machen würde — „aber ich verstehe etwas davon, wie ein Künstler die Sache ansieht; warum“, rief sie plötzlich aus, „warum haben Sie nie versucht, ihr Talent auszubilden?“

Nun erzählte er ihr alles — mit einem wunderbaren Gefühl der Ruhe, trotz seiner Bewegung —, weil er nun endlich einem anderen Menschen — ihr — alles das mitteilen konnte, was er während so vieler Jahre allein getragen hatte.

Lange, nachdem er ausgesprochen hatte, saß er und wartete auf ein Wort von ihr. Sie hatte ihren Ellbogen gegen das Fensterbrett gelehnt, ihren Kopf in den Händen vergraben und starrte vor sich hin, in Gedanken verloren. Da erhob er sich voller Scham, als hätte er sich vor gleichgültigen Augen entblößt. Er näherte sich der Tür, ermüdet, mit gekentem Haupt. Vor der Gruppe der „Liebe“ blieb er stehen mit dem dumpfen Gefühl, daß er sie nicht wiedersehen werde.

„Nun ist Ihre „Liebe“ bald vollkommen“, sagte er unwillkürlich.

Sie hatte sich erhoben und stand mitten im Raum, hoch und schlank, mit warmem Lächeln um den Mund.

„Ja“, sagte sie, und eine jubelnde Kraft lag in ihrer Stimme, „nun ist sie vollkommen!“

Niels Mutter trat aus der Küche ins Wohnzimmer. Ihre Wangen waren vor Aufregung gerötet, sie rang nach Luft und zernüßte in ihrer Erregung einen Brief, den sie in der Hand hielt. Tante Martine erhob sich, völlig erschreckt, aus ihrem Schaukelstuhl.

„Schwester Margarethe!“ sagte sie und rang ebenfalls nach Luft, „ich sehe es Deinem Gesichte an, daß unserm Hause etwas Neues widerfahren ist. Schwester Margarethe, um Gotteswillen — laß Deine Schwester wissen, was geschehen ist.“

Schwester Martine las viel und liebte schöne Wendungen in ihrer Rede.

Tante Sörine sah verwirrt von ihrem Strickstrumpf auf. Sie verbrachte ihre Tage, indem sie Strümpfe für Niels strickte. Er gab ihr regelmäßig einen Kuß für jedes Paar und vergrub sie dann in einer Schublade, wo sie unbenutzt ruhten.

„Ja, ja, was ist los?“ fragte sie und blickte zu Tante Martine hinüber, wie immer, wenn sie eine Aufklärung wünschte, denn Tante Sörine mußte immer alles umständlich erklärt haben.

Niels Mutter wußte sich mit ihrem nach Abendel duftenden Taschentuch über die Stirn.

„Niels hat sich verlobt!“ sagte sie mit einer Miene, als ob sie dem Volke eine fürstliche Vermählung verkündete.

Tante Martine sank langsam in ihren Stuhl zurück, während Tante Sörine, nach ihrem Taschentuch griff und in Tränen ausbrach. — „Gott segne diesen Schritt der beiden jungen Menschen!“ schluchzte sie. Tante Sörine begrüßte jede Neuigkeit in der Familie — ob gut oder schlecht — mit einem Tränenstrom, der unaufhaltsam über ihre wohlgenährten Wangen floß.

Tante Martine schloß die Augen und zog ein Nieschläfchen aus der bestickten Sammettasche, die ihr zur Seite hing.

„Unser Niels hat sich eine Braut erwählt“, sagte sie mit Selbstbeherrschung. Tante Martine war stets beherrsicht. „Wie glücklich mag das junge Mädchen sein, das er erwählt hat, um mit ihr des Lebens Glück und Unglück zu teilen. Möge sie seiner würdig sein und ihm Segen bringen!“ Sie nahm ihre Vorquette ab, um ihre Augen ungehindert zur Decke erheben zu können.

„Niels hat sie ausgewählt!“ sagte die Mutter. „Ja!“ schluchzte Tante Sörine.

„Unser Niels wählt sich seine Hausfrau, über die wir nicht erheben sein können. Was schreibt er über sie?“ rief sie eifrig aus und rochnete ihre feuchten Wangen. Tante Sörine war wie

das Wetter im April, reich nach den Tränen kam immer wieder Sonnenschein in ihre milden, alten Augen.

„Ja“, die Mutter glättete wieder siebrig den Brief, „ich kann gar nicht klug aus ihm werden; er schreibt nur, daß er der froheste Mensch sei, und daß sie beide kommen — heute Abend!“

„Heute Abend!“ Tante Martine nahm krampfhaft das Nieschläfchen, während Tante Sörine erschreckt das Strickzeug ergriff, als ob sie annahm, daß Niels ohne einer heilen Strumpf an den Füßen auf Freiersfüßen ging.

„Ja“, sagte die Mutter, „das kommt uns zwar unerwartet, aber einen guten Empfang soll er haben, der liebe Junge.“

Sie standen alle drei auf der Treppe mit den feinen weißen Hüßchen um den Hals und gepudert mit dem kostbaren alten Familieneschmud. Niels winkte lebhaft, als der Wagen in den Gutshof fuhr, sprang mit einem Satz heraus und beeilte sich, nun seiner Braut zu helfen. „Hier ist sie“, rief er. Die Mutter und die Tanten stuzten ein wenig, als sie die schlanke junge Dame in elegantem Pelz erblickten mit dem schönen, gesunden jungen Gesicht, das halb verborgen war von dem vollen Haar, das der Wind böß mitgenommen hatte. Dann aber streckten alle drei ihr die Hände entgegen, und Tante Sörine vergaß ganz nach Tante Martine zu sehen, erhob sich ohne weiteres auf die Fehenschritte und wagte, der jungen Dame ein Küßchen auf die Wangen zu drücken. Dann kam der Ernst der Situation über sie, und sie schloß Niels, heftig schluchzend, in ihre Arme und jammerte: „Heil Glück! Viel Glück! mein einziger lieber Junge!“

Die junge Dame drückte allen dreien mit herzlichem Lächeln die Hand, und die Erregung legte sich so weit, daß die Verlobten ihr Zeug ablegen und Dora ihr Haar ordnen konnte.

Der delikate Entenbraten des Gutes dampfte auf dem Tisch, und die Mutter schnitt vor, während Tante Martine sich an die junge Dame wandte und sie würdevoll über den Unterschied zwischen Land- und Stadtleben unterhielt. Dora antwortete ihr freundlich, doch ein wenig zerstreut. Ihre klugen, klaren Augen wanderten von der einen der drei alten Frauen zur anderen. Da war die Mutter mit den scharfen, charaktervollen Gesichtszügen und den kalten Augen, — Tante Martine mit dem gelblichen Teint und dem scharfen Sinn, dem zusammengezogenen Mund und den amüßanten, einstudierten würdigen Bewegungen — und Tante Sörine mit dem guten alten Gesicht, das wie die Sonne über den getratenen Gärten leuchtete. Alle drei strahlten sie vor Stolz über Niels; die ganze Art und Weise, wie sie mit ihm sprachen und ihm das zureichten, was ihm fehlte, noch ehe er selbst es bemerkt hatte; wie sie still saßen und horchten, sobald er etwas sagte; alles wies darauf hin, wie sie darin aufgingen, ihn zu vergleichen und gut gegen ihn zu sein. Doras Augen wurden feucht und ihr Antlitz traurig.

„Ja“, sagte Tante Martine, indem sie sich vom Tisch erhob und ins Wohnzimmer hinüberging; „das wird eine Veränderung für Sie geben — für Dich —, wenn Du herkommst und hier auf Galdstow wohnen wirst! Solch ein großes, schönes Gut, das ist etwas anderes als die engen Straßen in der Stadt, nicht wahr? Nun mußt Du wohl auch daran denken, etwas zu erlernen; ein großer Landhaushalt ist sehr verwickelt, wenn Du auch bei uns drei Alten immerhin Rat und Hilfe finden kannst, so viel Du nur wünschen magst.“

Dora antwortete nicht. Sie stand einen Augenblick zögernd, dann warf sie den Kopf mit der ihr eigenen energischen Bewegung zurück und ging zu Niels hin.

„Niels“, sagte sie, „wir dürfen nicht schweigen, — es ist auch besser, wenn wir alles gleich klarstellen.“

Niels nahm ihre Hand zwischen seine beiden Hände.

„Ja, wir müssen uns aussprechen, Euch allen gegenüber, Mutter! Ihr habt immer das Beste nach Eurem Wissen gegeben. Versprecht mir nun, anzuhören, was Dora und ich Euch sagen müssen!“

„Als ich Dora traf, war ich so niedergedrückt, bitter und verzweifelt, wie ein Mensch nur sein kann. Ihr wißt, ich spielte gern Geige, aber wie gern ich es tat, das habt Ihr nie geahnt. Ihr durftet es nicht wissen, denn ich dachte, ich würde ein besserer Mensch werden, wenn ich Euch das Liebte, das ich hatte, opferte. Aber es ging nicht. Ich merkte bald, daß irgend etwas nicht in Ordnung mit dem Opfer sei, denn ich wurde nicht besser, nur verbittert, matt und krank. Ich war nahe daran, mich selbst aufzugeben! Doch Dora“ er umfaßte ihren Kopf und legte seine Wangen an die ihre. „Dora lehrte mich verstehen, wo der Fehler lag. Wir wollen nicht vor den Lasten, die uns auferlegt sind, davonlaufen, sie und ich, aber sie lehrte mich, wie gefährlich es ist, wenn wir in unbedenktem Ergeiz und Opferdrang uns selbst Bürden schaffen. Die Opfer, die Gott von uns verlangt, die Last, die er uns auferlegt, die sollen wir auf uns nehmen, die macht uns stark und gut, denn dem Gott Lasten auferlegt, dem gibt er auch Kraft, sie zu tragen, wenn man ehrlich will. Jedoch die Lasten, die wir uns in unserer Unvernunft selbst schaffen, an denen gehen wir oft zugrunde. Ich versuchte, meine Bürde treu zu schleppen, aber wieder und wieder mußte ich mich selbst fragen: ist es notwendig? Und dann konnte ich schließlich nicht mehr!“

„Sie half mir emporn, nun habe ich's begriffen, und ich glaube, ich glaube, daß ich vorwärts komme, und ich weiß, daß ich auf diesem Wege am besten erreiche, ein guter Mensch zu werden! Darum können Dora und ich nicht auf Galdstow wohnen, meinethwegen nicht und ihretwegen auch nicht, da sie ihre große schöne Arbeit hat, die sie nicht aufgeben kann und die Euch auch erfreuen wird, wenn Ihr sie sehen werdet.“

„Mutter, ich weiß, daß dies ein Schlag für Euch ist, aber ich konnte nicht anders handeln!“

Lange war es stille in der Stube. Tante Sörine wagte nicht einmal zu weinen.

Dann erhob sich die Mutter.

„Niels“, sagte sie, zitternd vor Zorn. „Das, was wir jetzt zusammen zu sprechen haben, soll kein Fremder hören!“

Niels Stirn furchte sich, er wollte sprechen, doch Dora hinderte ihn daran. Sie sah die Mutter an, und ihr klarer, fester Blick war durch Tränen verdeckelt.

„Wie ich Dich verstehe“, sagte sie, „wie ich Euch alle verstehe! Ihr müßt mich ja für eine Wildfremde ansehen, die Euch nahm, was Euch gehörte. Ach, ich möchte Euch so ungern verletzen, doch weiß ich, daß ich ein Anrecht auf ihn habe, das Recht, ihn zu helfen, weil wir beide uns verstehen. Es ist schwer, wenn die Alten und die Jungen zusammenstoßen, und oft empfinden wir Jungen das so, als ob wir den Alten ins Gesicht schlägen, und es tut uns im innersten Herzen weh, aber wir müssen unseren Weg selbst wählen. Ihr könntet doch nie die Folgen auf Euch nehmen, die Verantwortung für unser Leben, wie dürft Ihr also für uns wählen! Wir selbst werden einst Rechenschaft ablegen müssen über jeden unserer Lebensstage, wir selbst müssen, nach unserm Glauben, mit Gottes Hilfe und einig mit unserm Bewußtsein, unseren eigenen Weg gehen. Ist tut es uns weh, wir meinen, wir dürfen es Euch nicht antun — Niels konnte es nicht —, aber es rächt sich immer, wenn man feige ist, und die Feigheit ist am gefährlichsten, die unseren liebsten und tiefsten Empfindungen nahe liegt.“

Sie schlang ihre Arme fest um Niels, und dann brach das siegesgewisse, frohe Lächeln um ihren Mund hervor.

„Wir haben ihn ja alle vier so grenzenlos lieb“, sagte sie. „Können wir uns nicht darin entgegenkommen?“

